Zeitschrift: Studia philosophica : Schweizerische Zeitschrift für Philosophie = Revue suisse de philosophie = Rivista svizzera della filosofia = Swiss journal of philosophy

Herausgeber: Schweizerische Philosophische Gesellschaft

Band: 20 (1960)

Artikel: Die Sprachen der Naturvölker als Ausdrucksformen des primitiven Bewusstseins

Autor: Abegg, Emil

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-883397

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Sprachen der Naturvölker als Ausdrucksformen des primitiven Bewußtseins

von Emil Abegg

Abgesehen von dem unmittelbaren ethnologischen Interesse, das die Sprachen der Naturvölker beanspruchen können, sind sie noch in doppelter Hinsicht von Wichtigkeit: als Zeugnisse für die Entwicklungsgeschichte der Sprache und für diejenige des menschlichen Bewußtseins. Die Hoffnung, daß die genauere Erforschung der Sprachen niedrigstehender Volksstämme uns an den Sprachursprung selbst heranführen könnte, hat sich freilich nicht erfüllt, da auch hier eine lange, uns unbekannte Entwicklung sich zwischen den heutigen Zustand und die Ursprünge schiebt. Dazu kommt, daß die alten Idiome gerade der primitivsten bisher bekannten Stämme, wie der Semang und Senoi auf Malakka, der Veddas auf Ceylon, der Negritos auf den Philippinen, gar nicht mehr vorhanden sind, da diese Völker die Sprachen der benachbarten, höher entwickelten Stämme angenommen haben. Auch die Sprachen der Zwergvölker Zentralafrikas sind z.T. im Sudanischen, z.T. im Bantu aufgegangen. Die Bedeutsamkeit der Naturvölkersprachen für die Entwicklungsgeschichte der Sprache ergibt sich jedoch schon daraus, daß wir in ihnen morphologische, syntaktische und lexikalische Züge wiederfinden, die von der historisch-vergleichenden Sprachforschung auch für die Vorgeschichte unserer Kultursprachen erschlossen worden sind. Schon dies zeigt, daß der Unterschied zwischen Natur- und Kultursprachen kein absoluter, sondern ein bloß gradueller ist, wie ja auch der Unterschied in der Mentalität der Natur- und Kulturvölker kein derartiger ist, daß nicht überall Übergänge erkennbar wären, die besonders dann deutlich hervortreten, wenn man die Äußerungen unbewußten Seelenlebens heranzieht, wie sie etwa im Traum oder in der Neurose zutage treten.

Es sind vor allem zwei Gruppen von Erscheinungen in den Sprachen der sog. Primitiven, die als entwicklungsgeschichtlich bedeutsam

erscheinen: das stärkere Hervortreten der Gebärde als begleitende Ergänzung der Lautsprache und eine gelegentlich noch erkennbare Affinität von Laut und Bedeutung. Die Gebärde gehört bei den Naturvölkern in weit höherem Grade zu den notwendigen Ausdrucksmitteln als bei den Kulturvölkern; sie bildet oft geradezu einen inhärierenden Bestandteil der sprachlichen Mitteilung. Daß dies durch eine Unzulänglichkeit, eine Mehrdeutigkeit der Lautsprache mitbedingt sein kann, läßt sich in einigen Fällen noch nachweisen. Im Ewe von Togo z.B. – einer Sudansprache, die für unser Problem auch sonst besonders lehrreich ist – werden verschiedene Formen des Pronomens tw. durch die selben Laute vertreten, die nur durch die Tonhöhe sich unterscheiden: *e* mit Tiefton heißt «du», mit Hochton «er»; da ist eine Verdeutlichung durch die Gebärde fast unumgänglich, und Westermann, der beste Bearbeiter des Ewe, bemerkt denn auch ausdrücklich, daß solche Formen stets von einer hinweisenden Bewegung des Kopfes, der Lippen oder der Augen begleitet seien. Freilich ist die Bedeutung der Gebärden zur Erzielung des Sprachverständnisses von manchen Beurteilern überschätzt worden, so wenn etwa behauptet wurde, daß afrikanische Stämme sich im Dunkeln überhaupt nicht verständigen können und sich deshalb ihre Geschichten am Lagerfeuer erzählen, was aber doch auch aus andern Gründen geschehen kann, etwa zur Abhaltung wilder Tiere. Eine deutliche Affinität zwischen Laut und Bedeutung tritt nun in solchen Fällen ein, wo das gebärdenhafte Element durch Bewegungen der mimischen Muskulatur erzeugt wird, insbesondere durch Variation der Lippenartikulation. Bei zentralamerikanischen Stämmen wurde beobachtet, daß beim Deuten auf Fernes die Lippen vorgestülpt, beim Hinweis auf Nahes zurückgezogen werden; ähnliches zeigte sich bei brasilianischen Waldindianern. Daß durch die so bewirkte Veränderung des Mundraums die Vokalqualität sich wandelt, ist lautphysiologisch leicht zu zeigen. So dürften z.B. die Lautvariationen, welche die Hamitensprachen beim Demonstrativum zeigen – i-Vokal für Nahes, dumpfer Vokal für Fernes – zweifellos mit derartigen hinweisenden Bewegungen der mimischen Muskulatur zusammenhängen. Und ebenso wird es zu erklären sein, wenn in manchen Sudansprachen Adjektive mit Bezug auf große Gegenstände Tiefton, mit Bezug auf kleine Hochton zeigen, wie noch bei uns etwa in Märchenerzählungen für Kinder von Riesen in tiefem, von Zwergen in hohem Ton gesprochen wird.

Der zweite eingangs genannte Gesichtspunkt: die Naturvölkersprachen als Zeugnisse für die Entwicklungsgeschichte des Denkens erheischt zunächst eine Prüfung der Frage, wieweit diese Sprachen – und die Sprache als solche – Schlüsse auf die Struktur des Bewußtseins zulassen. Die Beantwortung dieser Frage hängt aufs engste zusammen mit der Auffassung des Verhältnisses von Sprache und Denken. Daß diese beiden Funktionen sich in engster Wechselwirkung entwickelt haben, ist eine allgemein anerkannte Lehre der Sprachphilosophie; und so wird ein Parallelismus zwischen sprachlichem und geistigem Typus von vornherein zu erwarten sein. Auf dieser Voraussetzung beruhte schon Wilhelm von Humboldts großangelegter Versuch, den Sprachbau der Völker mit ihrem geistigen Habitus in Zusammenhang zu bringen, in seiner wichtigsten sprachphilosophischen Schrift: «Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts.» Wenn auch hier, wie der Titel besagt, die Rückwirkung des sprachlichen Typus auf das Denken untersucht werden soll, so wird das Problem doch durchweg in dem umfassenderen Sinn des Verhältnisses von Sprachform und Denken gefaßt. Unter den neueren Bearbeitern der Frage von Denken und Sprechen, Sprachtypus und Denktypus vertrat besonders Wilhelm Wundt den Parallelismusgedanken, indem er aus den grammatischen Formen Rückschlüsse zieht auf Zusammenhang, Richtungen und Inhalte des Denkens; die entwicklungsgeschichtliche Analyse der Sprachformen, die er im I. Band seiner Völkerpsychologie durchgeführt hat, ist ganz auf diese Voraussetzung gegründet, und Ernst Cassirer in seiner «Philosophie der symbolischen Formen» I ist ihm darin gefolgt. Daß freilich der Parallelismus von Sprechen und Denken kein durchgängiger ist, zeigt schon die unbefangene Beobachtung des Sprechvorganges selbst, denn dieser vollzieht sich infolge seiner weitgehenden Mechanisierung vielfach für den Sprechenden ganz unbewußt und automatisch; es ist wohlbekannt, daß die Sprechvorgänge in weitem Umfang ohne gedankliche Grundlage ablaufen können. Und wie es ein Sprechen ohne Denken gibt, so anderseits auch ein Denken ohne Sprache, eine vor- und außersprachliche Formulierung psychischer Inhalte, welcher die neuere Denkpsychologie erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt hat. Denkvorgänge ohne sprachliches Korrelat sind außer für die Sprache Erwachsener auch für eine bestimmte Stufe der kindersprachlichen Entwicklung und bei pathologischen Befunden nachgewiesen worden.

Die Kindersprache kennt bekanntlich eine Periode, wo das Denken dem Sprechen vorauseilt, indem das Kind schon weit mehr gedanklich erfaßt, als es sprachlich auszudrücken vermag; es war zuerst Preyer, der die Aufmerksamkeit auf diese Tatsache lenkte. Und die Pathologie der Sprache bot den lehrreichen Fall eines motorisch Aphasischen, der die Zusammenfassung gewisser Objekte unter einen gemeinsamen Oberbegriff wohl zu vollziehen imstande war, ohne doch das zusammenfassende Wort nennen zu können. Freilich ist bei Heranziehung solcher pathologischen Befunde nicht außer acht zu lassen, daß der Aphasische vorher über die Worte verfügt hat. Obwohl wir nun keine Veranlassung haben, die uns bekannten sprachpsychologischen Bedingungen dem Bewußtsein der Primitiven abzusprechen, vielmehr auch hier mit gewissen Diskrepanzen zwischen Sprache und Denken zu rechnen haben, so bleibt doch eine Fülle sprachlicher Tatsachen, die einen sicheren Rückschluß auf die primitive Mentalität erlauben und in entscheidenden Punkten die Erkenntnisse bestätigen, welche die neuere Völkerpsychologie auf Grund anderer, außersprachlicher Anhaltspunkte gewonnen hat. Daß solche Schlüsse aus der Sprache gültig sind, war für sämtliche Erforscher von Naturvölkersprachen eine selbstverständliche Voraussetzung. Es sei hier nur Otto Stoll, der hervorragende Zürcher Ethnologe und Völkerpsychologe genannt, der immer wieder die Wichtigkeit sprachlicher Tatsachen für die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Denkens betont hat, so besonders in seiner Abhandlung: «Zur Psychologie der indianischen Hochlandsprachen von Guatemala.» Immerhin ist bei allen Rückschlüssen von der Sprache auf das Denken eines Volkes in Betracht zu ziehen, daß die Entwicklung der Sprache mit der sonstigen Kultur nicht immer gleichen Schritt hält, und daß gerade gewisse in der sprachlichen Struktur niedergelegte primitive Formen des Denkens lange fortbestehen können – wenn auch infolge der Mechanisierung der Sprachvorgänge den Sprechenden nicht mehr bewußt –, während die übrige Kulturentwicklung weit darüber hinausgeschritten ist. Das Zeugnis der Sprache ist also durchaus nicht in allen Fällen für den aktuellen Stand der Geistesentwicklung maßgebend, sondern kann einem zeitlich mehr oder weniger weit zurückliegenden entsprechen; ja der Wert der sprachlichen Zeugnisse für die genetische Psychologie liegt oft gerade darin, daß in ihnen Bewußtseinsstufen, Formen des Denkens objektiviert sind, die sich auf anderem Wege nicht mehr

nachweisen lassen. Daß die Kategorien der Grammatik rein instinktmäßig, ohne bewußte Absichtlichkeit gebraucht werden, kann für die psychologische Bewertung derselben sogar ein Vorteil sein, weil sie dadurch von nachträglicher bewußter Bearbeitung und Veränderung unberührt bleiben.

So wenig nun die Sprachen der Naturvölker nach ihrem Formenbau eine Einheit darstellen – es finden sich vielmehr in ihrem Bereich, wie wir sehen werden, gewaltige Gegensätze des sprachlichen Typus –, so zeigen sie doch in ihrem psychologischen Habitus eine unverkennbare Gleichförmigkeit, deren Wurzel in der Mentalität dieser Völker zu suchen ist. Dabei soll aber immer beachtet werden, daß nicht alles und jedes in den Naturvölkersprachen psychologisch auszudeuten ist, daß vielmehr in jedem Fall sorgfältig untersucht werden muß, ob das betreffende sprachliche Kennzeichen einen sicheren Rückschluß auf bestimmte Inhalte oder Richtungen des Denkens zuläßt. Einige typische Beispiele mißbräuchlicher Ausdeutung sprachlicher Tatsachen seien deshalb vorausgeschickt. Für das Gebiet der Sinnesempfindungen – die ja auch zur Psychologie im weiteren Sinn gehören – braucht nur an die früheren Versuche erinnert zu werden, das Vermögen der Farbenunterscheidung aus den Farbbezeichnungen zu erschließen. Daß eine mangelhafte Ausbildung der Farbnamen keineswegs einen solchen Schluß erlaubt, haben die experimentellen Erhebungen über den Farbensinn der Primitiven jetzt endgültig erwiesen; es sei nur an Thurnwalds Beobachtungen an Südseevölkern erinnert. Auch eine andersartige Abgrenzung der Farbnamen ist nicht aus einer Verschiedenheit der Farbempfindung, sondern aus den Bedingungen der Umwelt zu deuten, wie Stoll an einem Fall in den Maya-Sprachen von Yukatan sehr schön gezeigt hat; wenn hier zwischen blau und grün nicht geschieden wird, so hängt dies mit der zwischen beiden Tönungen schillernden Farbe des dortigen Meeres zusammen. Zu ähnlichen Irrtümern mußte es auch führen, wenn aus dem Fehlen sprachlicher Bezeichnungen für irgendwelche psychischen Inhalte auf das Nichtvorhandensein derselben geschlossen wurde. So hat man lange angenommen, daß Volksstämme, deren Sprachen keine Ausdrücke für Dankbarkeit, Tapferkeit, Scham und dergleichen besitzen, auch die entsprechenden seelischen Veranlagungen nicht kennen. Ein tieferes Eindringen ins Denken und Fühlen der betreffenden Völker hat solche negativen Urteile zumeist als grundlos erwiesen; das Fehlen sprachlicher Ausdrücke kann eben

auch dahin gedeutet werden, daß jene Bewußtseinsinhalte zwar existieren, aber noch nicht begrifflich erfaßt und deshalb auch nicht sprachlich benannt sind. Jedenfalls aber können manche Benennungen etwa ethischer Wertungen über deren Genesis wichtige Aufschlüsse geben und dadurch Zeugnisse sein für die «Genealogie der Moral»; so wenn bei brasilianischen Waldindianern (Bakaïri) das Wort für «wir, unser» *(kurá)* zugleich «gut» bedeutet, «nicht wir, nicht unser» *(kurápa)* zugleich «schlecht, verwerflich»; es spiegelt sich darin ein Begriff der Moral, der sich aufs engste an die Stammeszugehörigkeit anlehnt, eine Denkweise übrigens, die keineswegs auf die sogenannten Wilden beschränkt ist. Eine Indianersprache, die der Uchee, bietet sogar den Fall, daß die Stammeszugehörigkeit ins grammatische System eingreift, indem für die Angehörigen des eigenen Clans und für die Fremden verschiedene Nominalklassen ausgebildet sind.

Am sichersten schien der Schluß vom sprachlichen Ausdruck auf das Denken bei den Zahlwörtern zu sein: wenn manche Stämme in der Bildung solcher nicht über drei oder gar zwei hinauskommen, so lag es nahe, ihnen auch kein höheres Zählvermögen zuzuschreiben; und soweit die begriffliche Erfassung der Zahl in Betracht kommt, trifft dies sicher zu. Anderseits ergab sich jedoch, daß solche Völker trotzdem die Fähigkeit besitzen, auch weit höhere Zahlen durch eine Art Zahlgefühl mit großer Sicherheit zu unterscheiden und es z.B. sofort bemerken, wenn in einer Herde ein Tier fehlt. Man hat dies bekanntlich so gedeutet, daß einer bestimmten Zahl von Objekten eine sogenannte Komplex- oder Gestaltqualität zukommt, die sich bei deren Vermehrung oder Verringerung sofort ändert. Auch hier bietet die Pathologie der Sprache eine Parallele, indem gewisse motorisch Aphasische imstande sind, eine wortlos erfaßte Zahl auf Gegenstände anzuwenden. Gibt also das Zahlsystem durchaus nicht immer einen sicheren Maßstab für den Umfang des Zählvermögens, so weist es doch in anderer Richtung entwicklungsgeschichtlich interessante Züge auf, wie sich zeigen wird.

Ähnlich wie beim Zahlwort verhält es sich bei den Ausdrücken der Vergleichung und Steigerung. Die Fähigkeit, zwei Objekte bzw. ihre Eigenschaften zu vergleichen, wird auch dem primitivsten menschlichen Bewußtsein nicht abzusprechen sein, denn die Beziehung zweier psychischer Inhalte aufeinander, die zu einem Vergleichsurteil führt, ist eine der elementarsten Funktionen der Apperzeption.

Blicken wir auf die Sprachen der Naturvölker, so finden wir denn auch überall irgendwelche Ausdrucksmittel zur Bezeichnung des hohen Grades einer Eigenschaft, sei es, daß derselbe durch Adverbia wiedergegeben wird, die unserem «sehr» entsprechen, sei es, daß das Eigenschaftswort selbst gewisse Modifikationen erfährt, unter denen die Reduplikation am bekanntesten ist, die sich anderseits auch bei Farbbezeichnungen findet, z.B. im Samoanischen, offenbar wegen deren Affektbetontheit. So bedeutet in der Sprache der Mande-Neger *sama* früh, *samasama* sehr früh; *musu bere* eine schöne Frau, *musu berebere* eine sehr schöne, *musu bereberebereberebere* eine wunderschöne Frau. Auch indonesiche Sprachen drücken den hohen Grad einer Eigenschaft durch Verdopplung des ganzen Wortes aus. Bekanntlich ist dieses Ausdrucksmittel auch unseren Sprachen vertraut («armes armes Kind»); der Unterschied besteht nur darin, daß es in jenen Naturvölkersprachen das einzige ist, während wir dafür besondere Sprachformen besitzen. Es werden statt eigentlicher Komparationsformen allerlei Wendungen gebraucht, denen entweder die gewöhnliche Form des Adjektives oder einer der genannten Verstärkungsausdrücke zugrunde liegen. So heißt es im Atye auf Sumatra statt «dies ist größer als jenes»: dies ist groß von jenem aus (gesehen)», und so auch in melanesischen Sprachen; im Samoanischen «dies ist groß neben jenem». Im Otyi-Herero heißt es «ich bin groß bei ihm», im Tonga auf Tahiti «Tahiti ist groß zu Morea», d.h. größer als jenes. In den Bantu-Sprachen wird das verglichene Objekt durch einen Ausdruck verbunden, der bedeutet «dort wo ist», was sich gleich beurteilt. In all diesen Fällen versetzt sich der Sprechende zunächst auf den Standpunkt des einen Objektes, um von ihm aus und an ihm das andere zu messen. In den Bantu- und Sudan-Sprachen werden auch verbale Ausdrücke für den Komparativ verwendet, z.B. im Suaheli: *ha-pa pa-pana pa-pita pa-le* «dieser Platz ist breit, er übertrifft jenen» = er ist breiter als jener; und so auch für den Superlativ: *Ali mw-ema a-wa pita w-ote* «Ali ist gut, er übertrifft alle» = er ist der beste. Auch das Ful, eine Hamitensprache, verwendet das Wort für «übertreffen» in diesem Sinne. Im Ewe ist besonders für den Ausdruck geistiger Überlegenheit das Verbum *wo-ta* «Kopf schlagen» gebraucht. Manche Sprachen bedienen sich an Stelle der Graduierung von Eigenschaften der disjunktiven Gegenüberstellung derselben, so das Bontokische auf den Philippinen: «hoch der Baum, niedrig das Haus» = der Baum ist höher als das Haus. Psychologisch

besonders interessant ist die Ausdrucksweise, welche die beiden zu vergleichenden Objekte zunächst nebeneinanderstellt, um dann durch Hervorhebung des einen das Vergleichsurteil zu vollziehen; so im Malaiischen: «Ali und Badu; geschickt ist Ali» = Ali ist geschickter als Badu. Dadurch wird der Akt des Vergleichens gewissermaßen in seine Komponenten zerlegt, denn zunächst müssen wir die Vergleichsobjekte im Geist zusammenrücken (lat. *conferre*), bevor wir sie aufeinander beziehen können.

Alle bisher betrachteten Erscheinungen sind zwar psychologisch sehr aufschlußreich, betreffen aber doch nur Einzelzüge. Weit wichtiger ist die Frage, ob allgemeine Merkmale des primitiven Denkens, wie sie die Völkerpsychologie aus außersprachlichen Quellen erschlossen hat, auch im sprachlichen Typus ihren Ausdruck finden. Da sind es vor allem zwei Züge, die hier in Betracht kommen: das Vorwalten assoziativer Vorstellungsverbindungen und die konkretistisch-individualisierende Erfassung der Außenwelt. Die Sprache ist kein adäquates Abbild der Realität; sie beruht auf assoziativer Zusammenfassung des als ähnlich Empfundenen, auf Auswahl des für wichtig Gehaltenen. Ein objektives Zeugnis für die einem Sprachbau zugrunde liegenden Richtungen der Assoziation sind seine grammatischen Kategorien. Und hier treten uns auf dem Gebiete der Naturvölkersprachen als Ausdrucksformen des archaischen Denkens gewisse Klassifikationen entgegen, die oft dem ganzen Sprachbau sein Gepräge verleihen. Dabei sind die Gesichtspunkte, nach denen die Klassifikation erfolgt, sehr verschiedenartige. Da treten uns vor allem gewisse Wertkategorien entgegen, nach denen höhere und niedere Wesen unterschieden werden, wobei zu den höheren Götter, andere übernatürliche Wesen sowie Männer, zu den niederen Frauen, Kinder, Tiere und unbelebte Objekte zählen; so vor allem in den nordamerikanischen Indianersprachen. Mit solchen Wertabstufungen berührt sich aufs engste die Einteilung in belebte und unbelebte Wesen, die sich in sehr vielen Sprachen, besonders in afrikanischen und amerikanischen findet, oder die Scheidung in Menschen einerseits, Tiere, Pflanzen und leblose Objekte anderseits. Die Klassifikation der Dinge hängt gelegentlich auch mit dem Totemismus zusammen, so daß z.B. bei gewissen australischen Stämmen ein Mann, der einen Zauber vornehmen will, dazu nur Dinge verwenden darf, deren sprachliche Bezeichnungen zum gleichen Totem gehören wie er selbst. Allerdings ist hier immer damit zu rechnen, daß diese

Unterscheidungen rein mechanisch gehandhabt werden, wie etwa das grammatische Geschlecht in unsern Sprachen, bei dem die Vorstellung des natürlichen, das ihm doch letzten Endes zugrunde liegt, gänzlich verblaßt ist. Sie kann aber jederzeit wieder lebendig werden, so wenn dem Engländer sein Schiff gegen alles sprachliche Herkommen ein Femininum ist, in das er sich richtig verlieben kann. Solche sprachlichen Kategorien sind jedenfalls nur dann psychologisch verwertbar, wenn ihre lebendige Bedeutung für das Bewußtsein der Sprechenden nachgewiesen werden kann, so wenn in indonesischen Sprachen die Namen von Musikinstrumenten oder sagenberühmten Waffen, vor allem aber Tiere in der Fabel den persönlichen Artikel bekommen. In der Sprache der Fulbe gehen nur die Bezeichnungen großer Tiere wie Pferd und Rind gelegentlich nach der Personenklasse; in der Tiererzählung dagegen, wo die Tiere redend eingeführt werden, gehen die auf sie bezüglichen Pronomina stets nach dieser Klasse. In einem Märchen der Fulbe, das Westermann aufgezeichnet hat, heißt es vom Hahn «er krähte» mit dem Präfix der Sachklasse, zu der auch kleinere Tiere gerechnet werden, dagegen «er sagte» mit dem Zeichen der Personenklasse, denn sofern er spricht, gilt der Hahn als Mensch. Solche Beispiele zeigen, daß die grammatische Klassifikation doch nicht bloß äußere Form ist, sondern daß sie eine noch lebendig empfundene Unterscheidung zum Ausdruck bringen kann. Und wie für die Art und Richtung der assoziativen Zusammenfassung, so zeugen manche Klassensysteme auch für jenen individualisierenden Zug, indem sie die Objekte nach ihrer äußeren Erscheinung, ihrem Gebrauch und dergleichen zusammenordnen. So besitzt eine nordamerikanische Indianersprache, das Klamath, verschiedene Nominal- und Verbalpräfixe zur Bezeichnung langer, hoher Dinge, runder, flacher, faden- oder blattförmiger Objekte; die Talamanca-Sprachen von Costarica kennen eine große Zahl von Klassensuffixen, deren gebräuchlichste bezeichnen: runde Gegenstände; Land; Fleisch, Stoff; Bäume, lange Gegenstände; Stricke, Wurzelfasern; Haare, Federn; Rinde, Haut, Fell, Überzug; Schmuck, Zierat, Kleidungsstück; Exkrement, Sekret, Harz; Volk, Leute, Schwarm, Tiergattung. Das Bribri, ebenfalls eine Sprache von Costarica, besitzt Nominalformen für runde Gegenstände, Früchte, Steine, Häuser, Bäume, Flüsse, Vieh, Fische, Vögel, Stricke, Pfeil und Bogen, Blasrohre. Reich entwickelt sind auch die Klassifikationssysteme der afrikanischen Sprachen. Das Ful verwendet nicht weniger als 35 formal

geschiedene Klassen des Nominalausdrucks, deren wichtigste umfassen: Personen in Ein- und Mehrzahl, Angehörige einer Gemeinschaft, große Tiere, Vögel; Flüssigkeiten, Werkzeuge und Geräte, Gliedmaßen des menschlichen Körpers, Bäume, aus Holz gefertigte Gegenstände; Gegenstände, die in großer Zahl vorkommen, kleine und große Dinge. Die Bantu-Sprachen sind so sehr von diesem Klassifikationssystem beherrscht, daß sämtliche Wortarten davon bestimmt sind, denn außer dem Nominalausdruck richten sich auch Possessivbezeichnungen und Genetivpartikeln, Zahlwörter und Pronomina nach dem Klassensystem, dessen sprachliches Kennzeichen jeweils ein bestimmtes Präfix ist. In der Ssubija-Sprache am obern Zambesi, wo die ursprüngliche Bedeutung dieser Präfixe sich noch besonders gut erkennen läßt, bedeuten sie: Personen, Lebewesen oder Teile von solchen, Stück, Menge, Ding, Tiere, Pflanzen, kleine Gegenstände oder Wesen, Beschaffenheit, Richtung, Oberfläche, Inneres. Auch im Suaheli, der Lingua franca ganz Mittel- und Südafrikas, zeigt sich, wie diese Klassenzeichen den ganzen Sprachbau beherrschen, wofür einige Beispiele gegeben seien. Lebewesen, Menschen: Sg. *m-tu*, Pl. *wa-tu*. Ein schlechter Mensch: *m-tu m-baya*, Pl. *wa-tu wa-baya;* zwei Menschen: *wa-tu wa-wili*. Bäume, Pflanzen und deren Produkte: *m-ti* Baum, Pl. *mi-ti; m-ti m-nene* dicker Baum, Pl. *mi-ti mi-nene; mi-ti mi-tano* fünf Bäume. Dinge, Werkzeuge, Art und Weise, Deminutiva: *ki-tu* Ding, Pl. *vi-tu, ki-su ki-kale* scharfes Messer, Pl. *vi-su vi-kale, ki-banda* Hütte, *vi-banda vi-nne* vier Hütten. Es gibt also hier keine allgemeine Pluralendung, sondern nur besondere für die verschiedenen Klassen.

Weit primitiver als das Bantu sind die Sudan-Sprachen, und es war daher ein glücklicher Griff Steinthals, des Begründers der Völkerpsychologie, daß er, um Materialien für die Entwicklungsgeschichte der Sprache und des Denkens zu gewinnen, die Sprache der Mande-Neger heranzog. In neuerer Zeit hat besonders Wundt auf die außerordentliche Wichtigkeit dieser Sprachen für die genetische Psychologie hingewiesen. Die assoziative und individualisierende Struktur des primitiven Bewußtseins tritt kaum in einer andern Sprachgruppe so klar zutage wie hier; einzig die australischen Sprachen zeigen einen annähernd so primitiven Bau. Die Sudansprachen bestehen aus einsilbigen Wörtern, die unmittelbar, ohne Dazwischentreten irgendwelcher Funktionselemente aneinandergereiht werden. Der auffälligste psychologische Zug dieser Sprachen ist das Bestreben, jede

Handlung, jeden Vorgang in eine Reihe von Teilvorgängen zu zerlegen, die nacheinander durch Verbalausdrücke wiedergegeben werden, während unsere Sprachen nur die Haupthandlung, den wesentlichen Vorgang herausgreifen und alles andere entweder ganz unbezeichnet lassen oder durch untergeordnete Bestimmungen wie Adverbia oder Präpositionen ausdrücken. Wir ordnen dem Hauptbegriff alles übrige als minder wichtig unter; für den Sudanneger sind alle Komponenten eines Vorgangs gleich wichtig und gelangen deshalb auch in gleicher Weise zum Ausdruck. Statt «iß» heißt es: «nimm es und iß»; statt «gib es mir» sagt man: «empfange es und gib es mir». Statt: «er gab mir eine Kokosnuß, deren Genuß mich sättigte» sagt der Ewe-Neger: «er ging, erreichte, pflückte Kokosnuß, kam damit, gab mir, ich aß, füllte Bauch.»

In scheinbarem Widerspruch zu dieser Neigung des Sudanesischen, das Geschehen in seine Elemente zu zerlegen und demgemäß durch eine Reihe von Partikeln darzustellen, steht die Eigentümlichkeit anderer, insbesondere amerikanischer Sprachen, mehr oder weniger undifferenzierte Gesamtvorstellungen in einem einzigen Ausdruck zusammenzufassen, der ebensogut als Wort wie als Satz betrachtet werden kann; man spricht deshalb hier von «satzwortigen» Sprachen. So drückt z.B. die Sprache der Chinuk-Indianer «ich gebe es ihr» durch das eine Wort *anialot* aus: *a* Tempusartikel, *n* ich, *i* es, *a* sie, *l* Dativpartikel, *o* Partikel, welche die Richtung von etwas weg bedeutet, *t* geben. Im Eskimo kann eine ganze Satzverbindung durch ein einziges Wort vertreten sein: *takusariartorumagaluarnerpâ?* «glaubst du wirklich, daß er im Sinne habe hinzugehen und es zu suchen?» (*takusar* «er sucht es», *iartor* «er geht hin um zu –», *uma* «er hat im Sinne», *galuar* «er tut als ob –», *nerp* «glaubst du, daß –», *a* Fragepartikel der 3. Person). Dringt man tiefer ins Wesen dieser Gebilde ein, so zeigt sich, daß auch hier jener individualisierende Grundzug der primitiven Mentalität, wenn auch in ganz anderer Sprachform, sich auswirkt. Denn ein solches «Satzwort» entspricht jeweilen einer ganz bestimmten Situation, es ist der sprachliche Ausdruck einer Totalimpression, und wechselt seine Form von Grund aus, sobald auch nur die geringste Einzelheit in der Gesamtsituation sich ändert. Tritt z.B. an Stelle eines männlichen Subjektes ein weibliches, so verändert sich der ganze Ausdruck so vollständig, daß ein ganz anderes Wort entsteht, indem alle pronominalen und adverbialen Elemente, aus denen das Satzwort sich größtenteils zusammensetzt,

durch andere ersetzt werden. Der konkretistische Charakter solcher Gebilde zeigt sich namentlich darin, daß das Objekt des Verbalausdrucks in jedem Fall in das Wort einbezogen wird; so heißt es in der Sprache der Azteken, dem Nahuatl, für «ich esse Fleisch» entweder *ni-naka-kwa* «ich fleischesse» oder *ni-k-kwa in nakatl* «ich esse es, das Fleisch».

Satzwörter, wie sie sich am ausgeprägtesten in den Eskimo-Sprachen finden, zeugen jedoch keineswegs für eine straffe apperzeptive Zusammenfassung ihrer Teilbegriffe; schon die Möglichkeit, das Wort beliebig zu verlängern, den Grundbegriff nach Belieben weiter zu determinieren, zeigt den im Grunde assoziativen Charakter dieser Gebilde. Und der konkretistische Zug, der ihnen zugrunde liegt, tritt besonders zutage in der peinlichen, uns ganz überflüssig erscheinenden Berücksichtigung räumlicher Bestimmungen im weitesten Sinn, vor allem in den Eskimo-Sprachen, wo nicht nur vorn und hinten, rechts und links, sondern sogar die Himmelsrichtung, in der sich eine Handlung vollzieht, sprachlich unterschieden wird. In der Sprache der Abiponen lautet das Pronomen ganz verschieden, je nachdem das Subjekt als gegenwärtig oder abwesend, sitzend, liegend, stehend, gehend, dem Sprechenden sichtbar oder unsichtbar ist. Statt einfach zu sagen: «der Mann ist krank» heißt es im Kwakiutl auf der Insel Vancouver etwa: «Jener von hier aus nicht sichtbare Mann liegt krank, auf dem Rücken, auf dem Boden eines mir nicht sichtbaren Hauses.» Oder im Ponka, einer Dakota-Sprache: «Ein Mann, er, einer, belebt, stehend, hat mit Absicht, indem er einen Pfeil abschoß, einen Hasen, belebt, liegend, getötet.» Dabei sind alle diese Bestimmungen ein absolut notwendiger Bestandteil des sprachlichen Ausdrucks und können nicht weggelassen werden, ohne daß dieser für den Eingeborenen unverständlich würde. Der Schweizer Forscher Gatschet sagt in seiner ausgezeichneten Darstellung des Klamath, daß die räumlichen Beziehungen in dieser Sprache dieselbe Wichtigkeit besitzen wie in den unsern die zeitlichen und kausalen. Neben den Raumbestimmungen ist es dann auch das Possessivverhältnis, das in diesen Sprachen als obligatorische Bestimmung erscheint. Hier zeigt die Untrennbarkeit der Possessivausdrücke besonders bei Namen von Körperteilen, daß der Indianer sich diese nicht von ihren Trägern geschieden zu denken vermag; er kennt nur Ausdrücke für mein Kopf, dein Kopf, nicht aber für Kopf allein. Der amerikanische Ethnologe Franz Boas wollte einen Indianer dazu bringen, das Wort

«Arm» ohne Possessivzeichen zu bilden, indem er ihm aus der Anatomie einen abgeschnittenen Menschenarm zeigte; es nützte aber nichts: es war immer noch «jemandes Arm».

In ähnlicher Weise wird auch beim Zahlwort der Zahlbegriff noch nicht von der Vorstellung der gezählten Objekte abgelöst. Es lauten also die Zahlwörter in manchen Sprachen je nach der Art des Gezählten ganz verschieden. So kennt das Tsimshian in Columbien verschiedene Zahlreihen für sieben Klassen von Dingen: unbestimmte Objekte, flache Gegenstände und Tiere, runde Dinge, lange Gegenstände, Boote und Maße, Menschen. Hier hat also die konkretistische Zählweise zu einer Klassifikation der Objekte ähnlich derjenigen in den afrikanischen Sprachen geführt. Die schärfste Ausprägung gewinnt jedoch die Zusammenfassung von Zahl und Gezähltem dann, wenn für eine bestimmte Zahl bestimmter Dinge ein besonderes Wort besteht. Dieser Fall findet sich z.B. im Bereich der melanesischen Sprachen. So besitzt die Sprache der Fidschi- und Salomonsinseln Kollektivbezeichnungen, in denen Ding und Zahl sprachlich ungeschieden sind; auf Fidschi bedeutet z.B. *a uduudu* zehn Kanoes, *a buru* 10 Kokosnüsse, *a bola* 100 Kanoes, *a selawo* 1000 Kokosnüsse. Dabei lauten die Wörter für Kanoe, Kokosnuß außerhalb dieser Verbindungen ganz anders. Ähnlich beurteilt es sich, wenn für Personen oder Dinge, die unter bestimmten Umständen gezählt werden, nicht das einfache Zahlwort gebraucht wird, sondern eine bestimmte Partikel sich mit ihm verbindet, die jene Umstände andeutet.

Unvollständige Ablösung der Qualitätsbegriffe vom Träger einer Eigenschaft zeigen primitive Sprachen auch sonst noch vielfach. So besaß die jetzt ausgestorbene Sprache der Tasmanier keine Ausdrücke für hart, hoch, rund und dergleichen; für hart hieß es «wie ein Stein», für rund «wie eine Kugel», «wie der Mond». Die Sprachen anderer Südseevölker kennen keine eigentlichen Farbbezeichnungen; die Farben werden ausschließlich durch Bezeichnungen von Objekten benannt, die die betreffende Farbe aufweisen, eine Ausdrucksweise, die auch unsern Farbnamen ursprünglich zugrunde lag und sich in Benennungen wie rosa, orange auch immer wieder von neuem einstellt. Neben diesen von Objekten genommenen Farbbezeichnungen kennen viele Naturvölkersprachen keinen Ausdruck für Farbe, wie sie überhaupt an zusammenfassenden Ausdrücken arm sind, was auf geringere Ausbildung der Abstraktion schließen läßt; wir werden freilich sehen, daß es sich dabei nicht immer um das

Fehlen einer Zusammenfassung handelt, sondern vielfach um eine von der unseren abweichende Richtung derselben, wobei sehr weitreichende Bedeutungszusammenhänge entstehen können. Es besteht also in den Naturvölkersprachen eine reiche Terminologie für einzelne Tier- und Pflanzenarten, aber kein Ausdruck für Tier und Pflanze überhaupt, ja nicht einmal für umfassende Gruppen unter denselben; so gibt es z.B. in Indianersprachen Wörter für Weißeiche, Schwarzeiche, Roteiche, aber keines für Eiche, und noch weniger für Baum. Gelegentlich geht die Individualisierung so weit, daß für dasselbe Tier ganz verschiedene Bezeichnungen bestehen, nicht nur nach seinem Alter – dafür bieten ja auch unsere Sprachen Beispiele –, sondern auch je nach der Situation, in der es sich befindet. So kennt das Eskimo mehrere Ausdrücke für den Seehund; der eine gilt als allgemeine Bezeichnung (es ist zu beachten, daß es eine solche doch gibt); ein zweiter wird verwendet für den Seehund, der an der Sonne liegt; der dritte, wenn er sich auf einer Eisscholle treiben läßt. Die äußerste Konsequenz solcher individualisierenden Wiedergabe der Realität ist dann gegeben, wenn, wie bei den Maori, die Gegenstände des täglichen Gebrauchs, wie Häuser, Kanoes, Waffen, Kleidungsstücke, nicht durch Gattungsnamen, sondern durch förmliche Eigennamen bezeichnet werden. Dies erinnert an die sogenannten Individualbegriffe der Kindersprache, die der sprachlichen Bezeichnung von Gattungsbegriffen vorangehen.

Dieselbe konkretistisch-individualisierende Behandlung erfahren auch Vorgangsbezeichnungen, so wenn das Klamath ganz verschiedene Formen des Zeitwortes bildet, je nachdem es sich um ein Beginnen, Fortfahren, Aufhören oder Wiederbeginnen handelt, ferner um gewöhnliches oder häufiges Tun; oder es werden auch verschiedene Formen der Bewegung durch bestimmte Verbalbildungen bezeichnet: sich in gewisser Entfernung bewegen, im Zickzack oder geradeaus, in die Höhe oder hinunter, sich im Kreise bewegen, innerhalb oder außerhalb der Hütte, im Wasser oder auf dem Wasser etwas tun usw. Dabei wird auch hier, wie bei den Nominalklassen und Zahlwörtern, auf die Form des sich bewegenden Objektes Rücksicht genommen.

Was amerikanische Sprachen durch Partikeln bezeichnen, das drücken die Sudan-Sprachen durch eine Art Adverbien aus, deren lautmalender Charakter noch deutlich erkennbar ist. So besitzt das Ewe zwar keinen allgemeinen Ausdruck für gehen – ebensowenig

wie das Klamath –, dafür aber Dutzende von Bezeichnungsweisen für verschiedene Arten des Gehens, die jeweils mit dem Wörtchen *zo* verbunden werden; z.B.: *zo bafobafo* vom Gang eines kleinen Menschen, dessen Körperteile sich beim Gehen lebhaft bewegen; *zo behebehe* schlotternd, schlenkernd gehen; *zo biabia* vom Gang eines langbeinigen Menschen; *zo bohoboho* von dem eines korpulenten, schwerfällig Gehenden; *zo bulabula* achtlos, ohne vor sich zu sehen gehen; *zo dziadzia* energisch gehen; *zo gblulugblulu* wie ein Büffel stier vor sich hinsehend gehen; *zo goegoe* mit nickendem Kopf und sich bewegendem Hinteren, *zo tyende tyende* mit sich bewegendem Bauch und eingeknickter Lende usw. Dabei ist zu beachten, daß das allen diesen Ausdrücken vorangestellte *zo* nicht die allgemeine Bezeichnung für gehen ist und allein gar nicht gebraucht werden kann. Es sind im ganzen nicht weniger als 33 solcher Partikeln im Gebrauch, deren Zahl sich noch verdoppelt, je nachdem es sich um große oder kleine Objekte handelt.

Andere Naturvölkersprachen haben ganz verschiedene Verba für dieselbe Tätigkeit, je nach dem Objekt, auf das sie gerichtet ist. So besitzt die Sprache der Huronen verschiedene Wörter für essen, je nachdem, was gegessen wird. Eine Südseesprache verfügt über etwa 20 Lautkomplexe zur Bezeichnung des Schlagens, je nachdem mit dünnem oder dickem Holz, mit der Hand, mit der Faust, mit einer Keule, einer scharfen Kante oder einem flachen Instrument geschlagen wird.

Wie in den vorhergenannten Fällen die Qualität von ihrem Träger sprachlich nicht geschieden wird, so hier die Tätigkeit nicht von dem, womit oder woran sie geschieht. Neben solchen individualisierenden Benennungen finden sich aber in den Naturvölkersprachen gelegentlich auch Wörter mit auffallend weiter Bedeutung; Thurnwald spricht in solchen Fällen geradezu von einer Vertretbarkeit verschiedener psychischer Inhalte durch ein und dasselbe Wort. Das lehrreichste Beispiel dafür ist die Art, wie jene Wörter verwendet werden, welche die magische Potenz bezeichnen (Mana bei den Polynesiern, Mulungu bei den Bantu, Orenda bei den Irokesen usw.). Sie werden auf alles Außerordentliche oder Geheimnisvolle angewendet, und erfüllen damit einen Kreis von Begriffen, für den unser Denken kein Äquivalent besitzt. Solche Tatsachen dürfen aber nicht als Beweis gegen den Konkretismus oder als Zeugnisse hochentwickelter Abstraktion betrachtet werden; sie zeigen lediglich, daß ganz verschie-

dene Objekte oder Qualitäten assoziativ zusammengefaßt werden und infolgedessen eine gemeinsame Bezeichnung erhalten, auf Grund jener *participation mystique*, wie sie die französische Völkerpsychologie unserem Verständnis erschlossen hat. Auch die kindersprachliche Entwicklung kennt bekanntlich den Fall, daß die verschiedenartigsten Dinge oder Situationen, deren Ähnlichkeit zu entdecken dem entwickelten Bewußtsein schwer fällt, gleich benannt werden. Solche Bildungen erwecken dann leicht den Anschein weitreichender Abstraktion, während sie tatsächlich nur Ausdrucksformen einer vorbegrifflichen Stufe der Geistesentwicklung sind, wie sie die Völkerpsychologie als prälogisch gekennzeichnet hat. Natürlich ist in der Annahme solcher Parallelen der naturvölkischen und kindlichen Sprachentwicklung Vorsicht geboten; es ist überflüssig zu betonen, daß der Primitive durchaus nicht psychologisch dem Kinde gleichzusetzen ist, und auch seine Sprache keineswegs mit der Kindersprache gleichen Wesens ist; aber gewisse Parallelen der Phylogenese und der Ontogenese sind doch auch hier unverkennbar.

Damit sind wir am Ende unserer Betrachtung angelangt. Wenn auch manche der behandelten Kennzeichen der Naturvölkersprachen gelegentlich in den Sprachen der Kulturvölker sich ebenfalls aufzeigen lassen, und namentlich in der volkstümlichen Redeweise oft überraschende Parallelen finden, so ergeben sie in ihrer Gesamtheit doch den unwiderleglichen Beweis für eine andersartige Struktur des primitiven Bewußtseins. Wenn dies auch nicht die psychischen Elementarprozesse betrifft, so greift es doch tief genug in den ganzen geistigen Habitus ein, um diesen in seiner Besonderheit erkennen zu lassen. Das Vorwalten rein assoziativer Verknüpfung der Vorstellungen über deren apperzeptiver Zusammenfassung, die geringe Ausbildung von umfassenderen Abstraktionen und, was damit zusammenhängt, die konkretistisch-individualisierende Erfassung der Realität sind Grundzüge des primitiven Geisteslebens, die in der Sprachform ihren mannigfachen Ausdruck gefunden haben. Diese Feststellungen sollen nun aber keineswegs ein abschätziges Urteil über diese Sprachen begründen. Es wäre ganz ungerechtfertigt, diese nur dazu mit den Kultursprachen zu vergleichen, um sich über ihre Armut und Unbehilflichkeit zu entsetzen, wie dies unangebrachter Philologenhochmut allzulange getan hat. Der einzig berechtigte Maßstab, den wir an eine Sprache anlegen können, besteht vielmehr darin, zu untersuchen, wieweit sie befähigt sei, die seelischen Inhalte der sie

Sprechenden zum Ausdruck zu bringen. Prüfen wir die Sprachen der Naturvölker unter diesem Gesichtspunkt, so ergibt sich, daß sie diesen Zweck gerade so gut erfüllen wie die unsrigen. Ja der Primitive wird weit seltener in die Lage kommen, sich der Grenzen seiner sprachlichen Ausdrucksmittel bewußt zu werden als der Kulturmensch. Seine Sprache lehnt sich aufs engste an seine allgemeinen Lebensbedingungen an, aus denen sie erwachsen ist. Und wo sie reicher ist als die unsrige und uns den Eindruck einer Überdetermination erweckt – etwa durch ihre peinlich genaue Wiedergabe räumlicher Bestimmungen –, da hebt sie lediglich etwas heraus, was für den Naturmenschen von vitaler Bedeutung ist, so etwa die Berücksichtigung der Himmelsgegend für den Eskimo oder den Wüstenbewohner, während es in unsern ganz andersartigen Lebensverhältnissen ohne Schaden vernachlässigt werden kann. Die Eigentümlichkeiten der Naturvölkersprachen sind also unter diesem biologischen Gesichtspunkt zu betrachten und zu werten. Gewiß ist der konkretistische Aufbau dieser Sprachen der Entwicklung abstrakten Denkens nicht förderlich; aber gerade dadurch wird der Sprecher auch vor den Gefahren allzu weitreichender Abstraktion bewahrt und verliert niemals den Zusammenhang mit der Realität, während wir oft nicht mehr genügend ermessen, wie weittragend die begrifflichen Kategorien sind, die uns unsere Sprache, ohne daß wir uns dessen bewußt sind, darbietet, und wie sehr sich die in ihr liegenden Abstraktionen von der Wirklichkeit entfernen. Die Art, wie der Primitive seine Erfahrung in Sprache umsetzt, entspricht etwa seinem Geldverkehr: er zahlt mit Kaurimuscheln, die einen zwar geringen, jedoch tatsächlichen Wert besitzen, während wir unsere größeren Transaktionen in viel schnellerer, dafür aber auch gewagterer Weise erledigen: mit Papiergeld oder einem Namenszug, dem nur hin und wieder die Metalldeckung fehlt.